Pflanzt und eßt mehr Reis.

Bei uns in den Vereinigten Staaten weiß man anscheinend nicht, daß es außer Fleisch noch ein Produkt gibt, das so vielen Völkern als Hauptnahrung gilt, nämlich den Reis. Es würde nur zu unserem Nutzen sein, wenn wir viel mehr von dieser gesunden Nahrung zu uns nehmen würden. Im Nahrungsmittelprogramm des Bundes-Landwirtschaftamtes für das Jahr 1918 befindet sich auch die Mahnung an die Farmer, mehr Reis zu pflanzen, und an die Bevölkerung, mehr Reis zu essen. Während in den Vereinigten Staaten pro Kopf der Bevölkerung nur sechs Pfund Reis jährlich verzehrt werden, brauchen Schweden und Norwegen je neun Pfund, England 27, Frankreich 34, Deutschland 93 und Italien über 100 Pfund. In Japan und China bildet Reis das Hauptnahrungsmittel. Die Tatsache, daß in anderen Ländern so viel Reis verzehrt wird, ist sicherlich ein Beweis für seine Nährkraft, und eine Analyse desselben bestätigt diese Annahme im vollsten Maße. Ein Pfund Reis enthält so viele Nährstoffe wie ein Pfund Weizen. Wissenschaftliche Untersuchungen haben ergeben, daß 100 Pfund gereinigter Reis 87.7 Pfund Nährstoffe enthalten, von denen acht Pfund Protein sind, 0.3 Pfund Fett. 19 Pfund Kohlenhydrate und 0.4 Pfund Asche. Hundert Pfund Weizen dagegen enthalten 87.1 Pfund Nährstoffe, von denen 10.8 Pfund Protein sind, 1.1 Pfund Fett, 74.8 Pfund Kohlenhydrate und 0.4 Pfund Asche. Der Gesamtgehalt an Nährstoffen ist also im Reis noch etwas größer als im Weizen.

Im Orient wird Reis nicht zur Produktion von Brot benutzt, aber bei uns im Lande haben Fachleute ausgezeichnetes Brot hergestellt, indem sie 25 Prozent Weizen durch Reis ersetzten. Zwischen poliertem und unpoliertem Reis besteht nur wenig Unterschied, was seinen Nährwert anbetrifft, doch ist brauner Reis in der Beziehung empfehlenswerter, da er alle Nährstoffe ungeschmälert beibehalten hat.

Reis kann in schmackhafter Weise zugerichtet werden, indem man ihn in Salzwasser abkocht und wie Kartoffeln zu Fleisch und Fisch serviert. Ganz oder teilweise gekochter Reis kann mit Käse, Würzfleisch, Geflügel, Eiern, Fisch usw. zusammengekocht und serviert werden. Auch als Zutaten zu Suppen und Saucen ist er sehr schmackhaft. Als Frühstück mit Butter und Milch, wird er besonders empfohlen. Kalter, abgekochter Reis eignet sich gut zur Herstellung von Pfannkuchen, Pudding und zum Füllen von Fleisch, Fisch und Geflügel.

Nützliche Schwäne.

Es würde sich lohnen, schreibt ein Kenner, der Schwänezucht, wo immer es angängig ist, größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ein Paar Schwäne hält einen mäßig großen Teich von allem Unkraut frei und bedarf nur wenig andere Nahrung, bis im August die Zeit zum Mästen der zum Schlachten bestimmten Vögel kommt.

Drei Hauptgattungen Schwäne sind zu unterscheiden: die weißen, welche auf der nördlichen Erdhalbkugel vorherrschen, und die einzigen sind, die der größere Teil des Publikums kennt; ferner die schwarzen von Australien, und endlich die weißen, aber schwarzhalsigen Schwäne in der südamerikanischen Republik Chile.

Letztere, die in den Südpolar Regionen brüten, sind die bemerkenswertesten von allen; sie sind ebenso schön, wie sie als Zuchttiere nützlich sein können, und sie sind die reinste Verkörperung von Kraft und Stolz. Mit weit ausgebreiteten Flügeln und anmutig gewölbtem Halse bieten sie ein höchst eindrucksvolles Bild. Doch groß sind sie auch im Zorn.

Es kann keine größeren Tyrannen geben, als diese chilenischen Schwäne es sind, wenn im Frühling die Leidenschaft sie aufregt. Ihre Eifersucht ist eine ganz dämonische, und mit größter Wut stürzen sie sich auf jeden wirklichen oder auch nur möglichen Gegner los!

Ersatzstreu.

Die Knappheit an Rauhfutter schreibt die Deutsche Tageszeitung, muß überall, auch dort, wo solches zurzeit noch reichlicher zur Verfügung steht, dazu führen, sämtliches Stroh zu verfüttern und zur Einstreu nur Ersatzstreu (Torf, Sägemehl, Laub, Tannennadeln, Tannenreisig, Ginster, Farnkraut usw.) zu verwerten. Der besseren sparsameren Ausnutzung wegen ist das gesamte Rauhfutter in gehäckseltem Zustande zu verabreichen. Im Rheingau hat man mit bestem Erfolge von leicht herzustellenden Holzpritschen als Ersatz für Streu Gebrauch gemacht. In Schweineställen dienen Holzpritschen schon längst als Ersatz für Einstreu.

Lehrer des Landbaus.

Was das Heer der County-Agenten in Amerika bedeutet.

In der so heiß ersehnten Vermehrung der Nahrungsproduktion in Amerika spielen die landwirtschaftlichen „County-Agenten" eine oft sehr wichtige Rolle, und nicht vergeblich hat man das Heer dieser Agenten noch bedeutend vergrößert, in den nördlichen und westlichen Staaten allein von 500 auf 1200. Ihre Tätigkeit läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß sie zugleich Lehrer und Mehrer des Landbaues sind.

Ein solcher County-Agent wird vom Ackerbauamt der Bundesregierung ernannt und teils von letzterer, teils von der Einzelstaats-Regierung bezahlt. Er wirkt auch mit der staatlichen Ackerbau-Hochschule zusammen, um den Farmern bessere Methoden des Ziehens ihrer Erzeugnisse sowie ihrer geschäftlichen Verwertung beizubringen. Auch leitet er häufig die Bekämpfung von Landplagen und ist überhaupt so eine Art personifizierter Vorsehung für den Landmann. In der Regel ist er selber ein Farmer oder doch ein Ex-Farmer mit wissenschaftlicher Ausbildung in einem Landwirtschafts-Kolleg. Er vereinigt Theorie und Praxis so gut wie nur möglich; und es leisten ihm auch viel Farmer-Verbände und Einzelpersonen oft Beistand.

Arbeitskräfte, Samen und der geeignetste Dünger werden häufig von diesen County-Agenten geliefert. Sobald die Parole ausgegeben wurde: „Die Nahrungs-Produktion vergrößern", brachten die Agenten im ganzen 63,000 Arbeitsleute auf Farmen unter. Als die Nahrungs-Verwaltung mehr Weizen verlangte, war es schwer, Sommerweizen genug zu finden. County-Agenten im Nordwesten suchten das ganze Land darnach ab, und es gelang ihnen immerhin, die Bedürfnisse von mehr als 7000 Tonnen zu decken, wodurch die Weizenerzeugung der betreffenden Gegend im Jahre 1917 um etwa 4 Millionen Bushels gesteigert wurde.

Noch größeres leisteten die Agenten in der Versorgung von Farmern mit Samenmais, an welchem gerade in den großen Maisstaaten des mittleren Westens eine bedenkliche Knappheit herrschte. Maissamen aus dem Süden konnte nicht gut benutzt werden, da er von einer Gattung ist, welche im Norden zu lange zum Reifen braucht. Die County-Agenten bereisten den halben Kontinent, — und trotz aller Schwierigkeiten schufen sie in den Gegenden, wo die Knappheit am größten war, vollkommene Abhilfe. Fast 20,000 Farmer wurden mit Samenmais versehen, und in 400 Counties wurden solcherart nahezu 8 Millionen Bushels Mais mehr erzielt, als andernfalls erzielt worden wäre!

In anderen Gegenden, z. B. in New Mexico, wurde die Bohnen-Ernte durch gute Samenauswahl so bedeutend verbessert und vergrößert, daß einige Counties durch ihre Bohnen berühmt wurden, aus vielen anderen Staaten große Samen-Bestellungen erhielten und ihren Profit erklecklich steigerten.

Man könnte noch eine Menge solcher Beispiele vorführen. Und doch ist, wie man glaubt, das alles nicht viel mehr als ein Anfang, und wird der County-Agent in nächster Zukunft noch immer großartigeres leisten können!

Auf der Suche nach Pflanzen-Seuchen.

Um lokale Ausbrüche von Krankheiten an Gemüsen und Früchten zu entdecken, die, wenn ihnen freier Lauf gelassen wird, großen Schaden verursachen, berichten die Lebensmittel-Inspektoren des Bundes-Ackerbaudepartements über Seuchen, die sie auf dem Transport von Gemüsen und Früchten in 23 führenden Marktzentren der Ver. Staaten gefunden haben. Einige dieser Inspektoren sind gelernte Pflanzen-Pathologen, die die Anzeichen gefährlicher Seuchen und Keime entdecken können.

Wenn irgendeine Sendung durch solche Seuchen ernstlich bedroht ist, instruiert das Departement sofort seinen Distrittsagenten und gibt ihm Anweisungen zur Bekämpfung der Seuche, um entweder die Verluste zu vermindern oder die Ausbreitung der Krankheit zu verhindern. Auch werden die Versender ersucht, die Verschickung von Früchten und Gemüsen einzustellen, von denen man weiß, daß sie unterwegs verderben werden.

Die Entdeckung von Seuchen dieser Art ist in der Hauptsache eine Nebenbeschäftigung für die Marktinspektoren des Ackerbau-Departements, die den Versendern Zertifikate über den Zustand der Früchte, Gemüse und anderer Produkte ausstellen, wie dies durch das am 10. August 1917 angenommene Nahrungsmittelgesetz bestimmt wird.

— Im zoologischen Museum. Student A.: „Du schluchzst, Freund Spund?"

Student B.: „Sieh doch nur: Reptilien in Spiritus! Ach, was müssen die Tiere für einen jeligen Tod gehab' haben!"

Flatheadland-Berieselung.

Wird große Indianerländereien Montanas sehr wertvoll machen.

Von neuen Landberieselungsprojekten spricht man derzeit in den Ver. Staaten meistens nicht viel; doch das große Werk der Kulturgewinnung von noch mehr amerikanischen Ländereien ruht nicht und wird wohl nicht ruhen, so lange es noch auf neue Gebiete mit guter Aussicht auf Erfolg ausgedehnt werden kann.

Auf der weiten Flathead-Indianerreservation allein, in Montana, harren nicht weniger als drei Bewässerungsprojekte der weiteren Ausführung, und noch ehe das Jahr 1918 schließt, wird wieder ein guter Schritt vorwärts dort getan sein, wenn die nötige Geldbewilligung rechtzeitig erfolgt. In den kommenden Jahren werden die Unternehmungen anhaltend weiter ausgedehnt werden, bis nahezu 60,000 Acres des Reservationslandes berieselt sind. Vorläufig aber langt es nur für etwa 20,000 Acres auf der Camas-Prärie, im westlicher Teile der Reservation, und auf einem nordöstlichen und einem südöstlichen Zipfel des Landes.

Aus Missoula, Mont., schreibt man über die Angelegenheit noch weiter:

Das alles ist jungfräuliches, nie zuvor für den Ackerbau benutztes Land, welchem nach dem Urteil aller, die es untersucht haben, außer der nötigen Feuchtigkeit nichts fehlt, um reiche Ernten auf lange Zeit hinaus hervorzubringen. Schon die Ergebnisse auf benachbarten Strichen, welche bereits künstliche Berieselung haben, machen dies auch für jeden Laien des Landbaues ersichtlich. Zunächst kommt es nur darauf an, die vorhandenen Haupt- und Seitenwassergräben noch mehr zu verlängern oder zu erweitern. Man hatte zwar auch neue Berieselungsanlagen in der Saison von 1918 erhofft; aber man muß sich nach der Decke strecken, selbst wo die Vermehrung des nationalen Wohlstandes in Frage steht.

Die Ingenieure und Farmer, welche die Sache in der Bundeshauptstadt betrieben, wollten für diesmal eine Bewilligung von $750,000 haben, und angesichts der Größe der Projekte war diese Forderung auch bescheiden genug, — aber die Indianer auf der Reservation erhoben ein solches Zetergeschrei dagegen und führten einen so energischen Kampf, daß schon gewichtige Stimmen wie die des Staatsgouverneurs, des Präsidenten der staatlichen Landwirtschafts-Hochschule und anderer dazu gehörten, den ganzen Plan vor dem Fallenlassen zu bewahren! Der zuständige Ausschuß des Kongresses stellte aber einstweilen nur einen Posten von $250,000 für die obigen Zwecke ein. Diese Empfehlung dürfte endgiltige Gutheißung finden; und man hofft immerhin, mit dieser Abschlagszahlung ziemlich viel erreichen und die berieselte Bodenfläche um nicht viel weniger als 20,000 Acres vergrößern zu können.

Es ist aber so kräftig dafür gearbeitet werden, das Eisen zu schmieden, so lange es warm ist, und bald eine größere Bewilligung herauszuschlagen. Und jeder Erfolg in dieser Beziehung wäre wohl nur mit Freuden zu begrüßen. Denn in einer Zeit, in welcher alles nach Vergrößerung der Nahrungsmittelproduktion ruft, sollte gewiß kein aussichtsvoller Bodenbewässerungsplan als Stiefkind behandelt werden!

Bienenzucht auch für Städter.

Es ist eine irrtümliche Annahme mancher, daß Bienenzucht nur etwas für den Landwirt oder allenfalls für den Vorstädter mit einem großen Eigentum sei. Die neuerliche Empfehlung des amerikanischen Ackerbau-Amtes, mehr Honigzucht zu treiben — und so einen ganz vorzüglichen Ersatz für Zucker mindestens für das eigene Bedürfnis zu gewinnen — gilt ebensowohl für viele tausende von Städtern wie für Landleute.

Bis jetzt haben die Ver. Staaten, trotz aller Bemühungen von Bienenzüchter-Verbänden, nur einen verhältnismäßig geringen Bruchteil des Honigs geliefert, den sie liefern könnten. Das soll nun unter dem Einfluß des Nahrungsvermehrungs-Enthusiasmus anders werden. Es ist leicht und verhältnismäßig wohlfeil, sich einige Bienenkörbe zu halten; was dafür zu lernen ist, das ist bald gelernt. Man braucht nicht zu besorgt vor dem „Ausschwärmen" zu sein; die Bienen bleiben in der Regel ihrem Korbe treu, wenn sie genügende Nahrung haben oder in der nächsten Umgebung des Korbes finden. Es sind sogar z. B. im Herzen der Stadt New York Bienen mit Erfolg gezogen worden. Der nährende und gesundheitliche Zuckerwert des Honigs aber — der überdies heute einen sehr guten Preis im Markt bringt — kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Und hier gibt es noch keinen allesbeherrschenden „Trust".

Die Herero in Südwest-Afrika.

Von einem alten Afrikaner.

Deutsch-Südwest-Afrika ist seit undenklichen Zeiten von nomadischen Völkern bewohnt, deren volkreichster und herrschender Stamm die Herero sind. Sie sind ein Volk, das — ohne eigentliches Oberhaupt in eine Menge Familien oder Sippen geteilt — nichts Höheres kennt, als möglichst viel Vieh zu haben. Obwohl der Viehreichtum einzelner Fürsten wie früher so noch jetzt bis an die tausende und zehntausende Stück von Rindern und unzählbare Schafe und Ziegen geht, so kennen sie doch nur Weniges, was sonst nach ihrer Ueberzeugung des Menschen Herz erfreuen konnte. Wie ein richtiger Deutscher für den Wald schwärmt, so schwärmen sie für Ochsen, und für den Herero gibt es kein höheres Vergnügen, als zuzusehen, wie seine Rinder getränkt werden. Für eine Herero-Gesellschaft gibt es auch kein interessanteres und fesselnderes Gesprächsthema, als immer wieder die Erlebnisse ihrer Ochsen, die Stammbäume ihrer Kühe durchzusprechen. Ihres Herzens Sehnen ist erfüllt, wenn nur die Heerde sich vermehrt. Daher wird auch kein Stück Muttervieh, überhaupt kein Kalb, kein Lamm geschlachtet, ja auch von den Ochsen und Hammeln wird, außer bei ganz außerordentlich festlichen Ereignissen (Begräbnissen und dergleichen) nichts angegriffen; sonst ist man zufrieden, von der Milch der Heerden zu leben, von dem, was die Jagd bietet, von dem, was in der Heerde von selbst stirbt. Denn selbstverständlich läßt man nichts umkommen, und dem gewöhnlichen Manne ist es schon recht, wenn die Heerden der reichen Leute durch irgend eine Seuche heimgesucht werden, weil dann auch etwas für ihn übrig bleibt. Noch heute wird selbst der reiche Herero, wenn in dürrer Zeit die Milch knapp wird, lieber mit Weib und Kind Hunger leiden und den Leibgürtel (der deshalb in der Landessprache „Hungerstützer" heißt) alle paar Tage um ein Loch enger schnüren, als daß er einen seiner vielen lieben Hammel oder Ochsen bloß aus dem Grunde schlachtete, sich satt essen zu können.

Neben diesen reichen Nomaden und stammverwandten Vasallen und Knechten treibt sich im Lande ein rätselhaftes, schwarzes Volk umher, als wie eine Art Zigeuner, die Bergdamara, auf der tiefsten Stufe der Kultur stehend. Obwohl an Zahl verhältnismäßig nicht gering, haben sie unter sich nicht den geringsten Zusammenhalt — ein Volk von Sklaven und Vagabunden, das nur einen Gedanken hat, sich den Bauch mit irgend etwas, das nach Eßbarem aussieht, vollzustopfen, sei es Gummi arabikum oder seien es zerklopfte Baumwurzeln, sie holen den Ameisen den gesammelten Grassamen aus den Löchern hervor, um ihn zu verzehren, und kennen keine größere Freude, als wenn Heuschreckenscharen das Land überfallen, weil sie dann Nahrung in Hülle und Fülle haben. Daneben betreiben sie auch allerlei schwarze Künste, kennen die heilsamen Kräuter und tötlichen Gifte, beschwören die Schlangen und wissen auf geheimnisvolle Weise den Kranken aus den schmerzenden Stellen die Krankheit herauszuzaubern, die irgend ein Bösewicht hineingezaubert hat. Daß sie ihre Hände nicht von den geheiligten Ochsen der Herero zurückhalten, ist selbstverständlich, wie es natürlich ist, daß die Nomaden, um den Raub zu rächen, die Bergdamara überfallen, die Alten erschlagen und die Kinder als Sklaven mitnehmen.

Nach der Schöpfungsgeschichte der Herero gab es im Anfang aller Dinge einen Baum, der Baum gebar alles andere, was da lebt, nämlich die Hereros, Ochsen, Zebras und Buschmänner. Die Hauptlinge haben mehr priesterliche als kriegerische und politische Autorität. Sie segnen die Ochsen und ihre Töchter bespritzen alle Morgen die fettesten Ochsen mit einem in Wasser getauchten Graswisch, ehe das Vieh auf die Weide geht. Sie erwarten kein zutünftiges Leben, noch wissen sie etwas von einem Jenseits; doch betet man über den Gräbern um Ochsen und Schafe — und zwar um recht fette und von rechter Farbe. So sind die Herero ein habsüchtiger, herzloser und dummer Schlag von Wilden.

Das neugeborene Kind wird gewaschen — das einzige Mal in seinem Leben! Da die Herero keine Jahresrechnung haben, so ist es kaum möglich, über ihr Alter Gewißheit zu erhalten. Etwa mit 15 Jahren heiraten sie, indem sie für einen oder zwei feite Ochsen oder einen oder zwei fette und einen oder zwei magere sich eine Frau kaufen. Nach dem Tode wird der Leichnam in eine kauernde Stellung gebracht, wobei das Kinn auf den Knien ruht, und in dieser Stellung werden sie in eine alte Ochsenhaut genäht, das Ding, worauf sie gewöhnlich schlafen, und dann in ein Loch hinabgelassen, das dazu gegraben worden ist, das Gesicht nach Norden gewendet und zugedeckt; dann springen die Leidtragenden rückwärts und vorwärts über das Grab, um zu verhindern, daß die Krankheit herauskomme.

Eine kranke Person findet kein Mitleid; sie wird von ihren Angehörigen aus der Hütte vom Feuer weg in die Kälte getrieben; sie tun alles, was sie können, um den Tod zu beschleunigen, und wenn jemand im Sterben zu liegen scheint, häuft man Ochsenhäute über ihn, bis er erstickt. Nur wenige sterben eines natürlichen Todes.

Die Hütten werden von den Frauen gebaut. Man steckt im Kreise bis zehn Fuß hohe Stöcke in die Erde und biegt und bindet sie oben zusammen und — „das neue Haus ist aufgerichtet!" Die Stöcke werden mit Reisig u. s. w. verflochten, oben drauf werden Ochsenfelle gebunden. Ein Loch zum Durchkriechen bildet die Tür. Einige Ochsenhäute als Lager bilden neben einigen hölzernen Milchgefäßen das gesamte Meublement und die ganze Kücheneinrichtung.

Die Hautfarbe der Herero ist nicht leicht zu bestimmen. Bei trockenem Wetter erscheinen sie dunkelrotbraun und fettigglänzend — wie ein alter, gut polierter Mahagonitisch; sie riechen dann übel nach ranzigem Oel, ihr Aussehen ist aber munter und warm. Doch wehe! Einige Stunden anhaltenden Regens verändern den Menschen gänzlich: die Haut bekommt ein totes Aussehen und verliert allen Glanz — keine Spur von Dunkelrot darauf, sie ist nicht einmal schwarz, sondern wie ein altes verrostetes Eisengitter, das frisch gestrichen werden müßte — ein höchst schäbiger Gegenstand.

Lernt man solche Wilden genauer und länger kennen, so wird man finden, daß sich ihre Entwickelung nicht in aufsteigender, sondern in absteigender Linie bewegt, dafür zeugt ihr Schmutz, die Unkultur und Denkweise; alles weist darauf hin, daß die „wilden" Völker zu der übrigen Menschheit in einem Verhältnis stehen, wie die Vagabunden zu den Stammesgenossen, zwischen denen sie umherschweifen. Und doch wieder haben diese Völker geistige Gaben und Fähigkeiten ebenso gut wie der Kulturmensch, aber wie kommt es dennoch, daß trotz alledem diese Völker auf solch entsetzlich niedriger Stufe stehen? Woher dieses traurige Schauspiel, daß der Menschengeist mit allen seinen Fähigkeiten und Entwickelungsmöglichkeiten als wie mit Ketten und Banden gefesselt erscheint? Da sind bei näherem Zusehen nur die moralischen Schwächen und Mängel als Ursache des tiefen Verfalles zu finden. Denn auf diesen Völkern lastet der schlimmste Egoismus, der sich denken läßt, der sich bei den Reichen und Vornehmen als der schmutzigste Geiz und bodenloseste Habsucht, bei dem geringen Volke als die verstockteste Trägheit und Faulheit offenbart. Sie sind alle miteinander in ihr Elend verkettet, keiner hat Lust, dem andern zu helfen, keiner die Macht, sich selbst herauszuretten.

Dazu kommt noch eine andere merkwürdige Erscheinung. Während es dem Kulturmenschen sozusagen in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß die Menschheit in fortwährendem Fortschritt begriffen oder doch wenigstens zu fortwährendem Fortschritte berufen ist, findet man bei diesen „wilden" Völkern immer und ewig den einen unabänderlichen Gedankengang: „Alles ist eben so, wie es ist; es ist niemals anders gewesen, als es jetzt ist, und es wird deshalb auch niemals anders werden; es ist nirgends anders, als bei uns, und was sonst von anderen Menschen und anderen Sitten erzählt wird, sind Lügen und Märchen." Nun mache man einmal etwas mit solchen nicht zu widerlegenden Anschauungen.

Deshalb imponiert dem Herero auch dasjenige, was er von Europäern, die in sein Land kommen, hört und sieht, sehr wenig — kommen sie doch eingestandenermaßen aus einem Lande, wo die Leute viel weniger Ochsen besitzen, wie die Herero; wie kann es also in einem so armseligen Lande überhaupt nur Besseres geben! Die Versuche der Weißen, Kornfelder und Gärten anzulegen, erschienen den Nomaden als törichte und kindliche Spielereien im Sande, welche ernster Männer unwürdig sind. So wird es wohl noch lange dauern, ehe die Hereros aus ihrem bisherigen nur von Ochsen, Kühen, Schafen und Ziegen erfüllten Gedankenkreise herausgerissen werden können.

— Der Ansichtskarten-Fanatiker. „Was nützten den Alten eigentlich ihre sieben Weltwunder, wo es noch keine Ansichtskarten davon zu verschicken gab."

— Brei ist Brei. „Aber hören S' einmal, Frau Gevatter! Wie mögen S' nur dem kleinen Kind da statt eines tüchtigen Breis ein Bier zu trinken geben!"

„Das wird nicht viel ausmachen, schätz' ich, Brei is Brei! Haberbrei oder Reisbrei, Eberlbrei oder Löwenbrei! Das kommt alles auf eins hinaus!"

Sonnenstrahlen-Elektrizität

Der Gedanke, die ständig von der Sonne auf die Erde in Millionen von Pferdekräften strömende Sonnenenergie unmittelbar aufzufangen und nutzbar zu machen, liegt nahe. Stammt doch all unsere Energie auf der Erde letzten Endes von der Sonne. Nun ist aber die Sonnenkraftanlage nur in Ländern mit tropischem Wüstenklima, mit einem fast immer unbedeckten Himmel und möglichst senkrechten Auffall der Sonnenstrahlen wirtschaftlich der Dampfkraftanlage überlegen. In Aegypten und Kalifornien bestehen derartige Anlagen, bei denen man sich der Dienste eines absolut schwarzen Körpers bedient, nämlich des Lampenrußes, der 90 bis 95 Prozent der Lichtstrahlen aufschlucken und in Wärme umsetzen kann. In diesen Sonnenkraftwerken werden mit Lampenruß geschwärzte Kupferröhren verwandt, die sich in den Brennlinsen versilberter Glasspiegel befinden.

Man kann also einen großen Teil der Sonnenstrahlen in Form von Wärme dem in den Röhren enthaltenen Wasser mitteilen. Wenn so auch 80 Prozent der Sonnenstrahlen zur Dampferzeugung benutzt werden können und zur Speisung von Dampfmaschinen dienen, so werden doch nur 30—35 Prozent der im Dampf enthaltenen Energie in wirklich mechanische Arbeit umgesetzt. Nach einem neuen amerikanischen Vorschlag soll nun, wie „Licht und Lampe" mitteilt, die Energie des Sonnenlichtes mit Hilfe der chemischen lichtelektrischen Zellen direkt in Elektrizität umgewandelt werden, ausgehend von der Erscheinung, daß zwischen Kupferplatten in Alkalilauge, wenn sie verschieden stark belichtet werden, ein elektrischer Strom fließt. Doch dürften die Aussichten auf Erfolge in der Praxis zunächst nur gering sein.

Wasser- und gasdichtes Papier.

Die „Umschau" berichtet über ein in der Papierzeitung beschriebenes Patent, nach dem ein Papier herstellbar sein soll, das bei mancher Aehnlichkeit mit dem Pergamentpapier in recht wesentlichen Eigenschaften von diesem abweicht. Zur Erzeugung dieses neuen wasserfesten und gasdichten Papiers, etwa Fließpapier, durch kalte Schwefelsäure von bestimmter Gradigkeit gezogen und dann die überschüssige Säure beseitigt. Dadurch wird die Papieroberfläche in einen lemartigen Stoff verwandelt, der die Papierfasern wasserfest zusammenklebt und die Poren gasdicht verschließt. Im Gegensatz zum Pergament, das nach ähnlichen Grundsätzen hergestellt wird, ist dies Papier undurchsichtig, aber nicht hornartig, sondern weich und elastisch. Wenn mehrere solcher Papierbahnen entweder gleich bei der Herstellung oder nachträglich durch Walzen vereinigt werden, so kann das neue Erzeugnis zum Verschließen von Gefäßen mit schäumenden Flüssigkeiten etwa in der Weise benutzt werden, wie man bisher Gummischeiben oder Ringe gebrauchte. Außer der größeren Billigkeit hätte dies Dichtungsmaterial den Vorzug von Geschmack- und Geruchlosigkeit gegenüber dem Gummi, nicht zu vergessen, daß Gummi aus dem Ausland stammt, während hier nur einheimische Rohstoffe zur Verwendung kommen.

Selbsttätiger Regen-Aussperrer.

Man sinnt schon lange auf eine Vorrichtung, welche die Fenster selbsttätig schließen soll, sobald Regentropfen fallen. Jetzt versichert die „Popular Science", daß der Gedanke eine genügend praktische Form erhalten habe.

Ein Schleifen-Hebel, welcher mit einem Stäbchen in Verbindung steht, das in der unteren Ecke des oberen Fensterrahmens ständig angebracht ist, wird seinerseits durch einen Streifen Löschpapier in Stellung erhalten. So lange das Papier trocken ist, so lange ist es starr genug, um den nur zart angepaßten Hebel zu halten, — aber schon ein einziger Regentropfen erweicht das Papier dermaßen, daß es die Schleife des Hebels fallen läßt. So wird der Druck des Hebels gegen den unteren Fensterrahmen frei; und da dieser mit einem Säckchen Sand oder kleiner Schrote belastet ist, so fällt er herab und verschließt solcherart das Fenster gegen den Regen sofort.

Uebrigens kann man die Vorrichtung mit Hilfe eines Weckuhr-Werkes auch derart anwenden, daß sie zu irgend einer gewünschten Zeit das Fenster schließt. Jetzt sollte man eigentlich auch eine Vorrichtung zum selbsttätigen Oeffnen der Fenster haben!

Die in ehrender Erinnerung an den ersten Superintendenten der Minneapoliser Parkanlagen, William Morse, gestiftete bronzene Gedenktafel, die an einem Felsen im William Berry-Park angebracht war, wurde von Vandalen gestohlen, welche dieselbe möglicherweise einschmelzen und das Metall für etwa $10 veräußern werden.

Wenn es einschlägt.

Für viele sind heftige Gewitter stets ein Schrecken des Sommers.

Schwere Gewitterstürme auch wenn sie nicht so unheimlich sind, wie z. B. die Tornados, können für nicht wenige auch den schönsten Sommer zu einer Zeit des Schreckens machen! Anderen mag dieses Angstgefühl, das von der Beschaffenheit der Nerven stark mit beeinflußt wird, als etwas sehr törichtes erscheinen; aber man wird nicht bestreiten können, daß eine mehr oder minder starke äußerliche Grundlage für dasselbe vorhanden ist!

Man denke an die beträchtliche Zahl der jedes Jahr durch Blitz getöteten oder gelähmten Personen, an den großen und oft weithin verbreiteten Eigentumsschaden auch durch begleitende Windstürme oder Hagelschlag, an den im ganzen enormen Zeitverlust, welcher durch Lahmlegung des Verkehrs infolge Auswaschungen an Bahnen und Brücken verursacht wird, und noch an andere höchst ernste Folgen, — und man wird das Gruseln mancher bei einem wütenden Gewitter, das einer tobenden Schlacht vergleichbar ist, schon begreifen können! In einer solchen Wolkenschlacht ist der Mensch jämmerlich wehrlos, — und wer kann sagen, wenn der Donnerkeil nächstdem niederschmettert?

Angesichts des ungeheuren Aufgebotes elektrischer Naturenergie darf man sich nur darüber wundern, daß ein so großer Teil der Entladungen aus den Wolken auf die Erde harmlos ist! Man kann jährlich mit tödlicher Gewißheit ungefähr die gleiche Zahl Menschenopfer durch Blitzschlag erwarten. Da helfen keinerlei Vorsichtsmaßregeln viel; denn die Taktik dieses Feindes ist unberechenbar und spottet scheinbar allen Regeln. Scheinbar, — in Wirklichkeit kann es keinem Zweifel unterliegen, daß alle Bewegungen von Blitzen sich streng nach natürlichen elektrischen Gesetzen vollziehen, obgleich wir diese Gesetze noch heute nicht vollständig kennen. Von „Launen" des Blitzes zu sprechen ist, streng genommen, niemals zulässig, trotz aller für uns unerfindlichen Kapriolen des Strahles, die auch schon vielerlei komische Folgen hervorgerufen haben, als wäre der Blitz ein großer Ulkmacher.

Unter den hergebrachten falschen Vorstellungen, die schon manchmal über den Haufen geworfen sind, ist auch der Glaube daß der Blitz nie an derselben Stätte zweimal einschlage. So hat ein gelehrter Augenzeuge schon vor Jahren erzählt, wie ein Blitzstrahl eine Scheune traf und sie in Brand setzte, — und während die Nachbarn sich bemühten, die Flammen zu löschen, wurde der Bau abermals getroffen! Was man über das Verhalten der Bäume zum Blitz gesagt hat, ist auch wenig verläßlich, obwohl unleugbar die Sicherheit unter einer großen Gruppe dicht beisammen stehender Bäume größer ist, als unter einem einzelstehenden Baume. Im übrigen scheinen gewisse Oertlichkeiten — einerlei, wie sie bewachsen oder verbaut sind — eine außerordentliche Anziehung für den Blitz zu haben, während andere Plätze unmittelbar neben ihnen fast nie etwas abkriegen. Das dürfte mit Eisen im Boden oder im Gestein zusammenhängen.

Wann wird der Mensch eine große Akkumulations-Batterie erfinden, welche die gewaltige elektrische Kraft der freien Blitze sammelt und Licht und Hitze genug aus ihr gewinnt, um vielleicht eine ganze Stadt auch im Winter zu versorgen?

— Wie vorsichtig ein Geschäftsmann bei der Ausführung telegraphischer Bestellungen verfahren muß, wenn er sich vor schwerem Schaden schützen will, zeigt ein in der juristischen Zeitschrift „Das Recht" veröffentlichtes Erkenntnis des Ober-Landesgericht Celle. Der Fall ist folgender: Ein Käufer von 200 Zentnern Kohlen hatte an den Verkäufer eine Depesche aufgegeben: „Sendet 200 Ztr. Kohlen eiligst Köln." Der Telegraphenbeamte hatte aus Versehen telegraphiert: „Sendet 200 Zentner eilgut Köln." Der Verkäufer sandte darauf die Kohlen mit Eilfracht. Der Käufer mußte 425 Mark Eilfracht zahlen, während die gewöhnliche Fracht nur 55 Mark gekostet hätte. Das Oberlandesgericht hat nun entschieden: Der Verkäufer mußte sich unter diesen Umständen sagen, daß die Depesche nicht richtig war (denn die Frachtkosten kämen beinahe doppelt höher als der Einkaufspreis), und durfte ohne vorherige Anfrage die Kohlen nicht mit Eilfracht senden. Der Schaden ist im letzten Grunde auf das fahrlässige Verhalten des Verkäufers zurückzuführen und dieser deshalb ersatzpflichtig. Der Telegraphenbeamte kann für den Schaden nicht in Anspruch genommen werden. — Der Verkäufer mußte also schließlich dem Käufer das ersetzen, was die Eilfracht mehr kostete als die gewöhnliche Fracht.